

Nebrauer Anzeiger

Amtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 1,10 M.

Schriftleitung: Wihl. Sauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Stammann Weig, Markt 34/35.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22.832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Restamt 15 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.

Konten: Stadtpostasse Nebra — Bankverein Artern.

Nr 25

Dienstag, den 28. Februar 1928

41. Jahrgang

Der Streit um Südtirol.

Der Wiener italienische Gesandte nach Rom berichten. Die italienische Aufregung wegen der berechtigten Weigerung der österreichischen Regierung, den Klagen der Bevölkerung über ihre Unterdrückung durch Italien Gehör zu geben, nimmt grösstenteils Formen an. Im Lande Mussolinis (schon mal wieder einmal über die Unterstützung der italienischen Gesandte in Wien hat von seiner Regierung den telegraphischen Auftrag erhalten, unerschrocken nach Rom zu reisen, wo er am Montag vom Ministerpräsidenten Mussolini empfangen werden wird, um ihm persönlich über die Kundgebungen im österreichischen Nationalrat Bericht zu erstatten. Der Gesandte reiste alsbald ab. Einige römische Blätter mussten bereits von einer dauernden Abschwächung zu berichten. In Rom gebären sich hauptsächlich die falschlichen Kreise ja, als ob unmittelbar ein Gesetzeszug über den Brenner und Tiroler Gebiete bevorstehe. Der Jubel liegt auf den Straßen Schmalzbecker und die Jugend wird in Plakaten aufgerufen, „sich bereit zu halten“.

Gong fuhrlos schreibt die römische „Tribuna“: „International besteht keine Südtiroler Frage und können kurzum wird sie nicht einmal mehr als Chronikummaterial existieren, weil Südtirol eine italienische Provinz ist, in der sich noch eine unbedeutende Sprachminderheit befindet. Schwer sind solche Behauptungen zu verstehen, wenn man das ganz maßlos überreizende italienische Temperament abdenkt. Denn in Wirklichkeit hat das in die Hände Italiens gefallene Südtirol 80 % Deutschsprechende unter seiner Bevölkerung.“

Mussolini wird reden.

Eine Gruppe von Abgeordneten hat in der österreichischen Kammer eine Anfrage eingebracht, in der die Regierung und Außenminister um Mitteilung seiner Auffassung über die „schwebende Sachlage“ ersucht, die sich im österreichischen Nationalrat abspiegle, und über die von verantwortlichen österreichischen Kreisen betriebene unbedachte Eigenfantaſie gegen die einfache Anwendung der italienischen Gesetze in der italienischen



Mussolini.

Provinz Bozen“. Es wird gefragt, ob es nicht angebracht sei, in diesen Kundgebungen künftig eine unerträgliche Einmischung eines fremden Staates in die innere italienische Gesetzgebung zu erblicken. Mussolini wird bei dem bevorstehenden Parlamentsbesuch in dieser Woche die Anfrage beantworten. Man darf also auf etwas gefasst sein.

Eine Wiener Stimme.

Das Wiener Blatt „Reichspost“ schreibt u. a. zu der zu erwartenden römischen Debatte: „Wenn die italienischen Gesetze so beschaffen wären, daß man mit ihrer Hilfe ein schuldloses Volk in der von Abgeordneten Professor Stoll geschlossenen Welle völlig entziehen und internationalisieren kann, — die Klagen der Bevölkerung, die Wünsche ihrer Väter können sie nicht verhindern, solange nicht der letzte Rest von Freiheit aus Europa verschwinden ist. Auf keine Art und Weise können die Appelle an das Weltgefühl zum Zusammenbruch gebracht werden als einzig und allein dadurch, daß die Südtiroler Anliefe aus der Welt geschafft werden.“

Brand am Brenner.

In allen Städten und Dörfern Südtirols findet man in den Papierdrucken, Zeitungsartikeln und Reichstagsreden Aufhänger angesetzt, auf denen wohl italienische Alpenjäger schwer bewaffnet die „Brennerwacht“ halten. Andere Karten variieren diese Darstellung, prägen sogar die Hoffnung aus, daß eines Tages die italienische Flaga nordwärts getragen wird über den Brenner hinaus. Truppenmassen stehen längs der italienisch-österreichischen Grenze und bei Schiffsverbindungen kommt es nicht gerade selten vor, daß italienische Granaten auf österreichisches Gebiet plagen. Auf Beschwerden erfolgt —



Bundeskanzler Dr. Seipel.

nicht einmal immer — eine laune Entschädigung und ein paar Lire als Entschädigung. Das sind so die vorigen „Umgangsformen“.

Nun tracht es wieder einmal, allerdings vorläufig nur mit Worten. Das Vorbild ist ja bekannt: Ausschüßungen des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Seipel über die Unmöglichkeit, irgendein dem Deutschen in Südtirol helfen zu können, weil schon jeder Versuch dazu nicht abgewiesen, sondern sogar mit noch schärferen Maßnahmen gegen die deutsche Sprache und Kultur beantwortet wird, dann der Entschuldigungsversuch in Tiroler Landtag, wo wieder einmal der Gedanke aufkam, den Bundesrat für Südtirol in Bewegung zu setzen, weiter eine Beschwörung des italienischen Gesandten in Wien über diese „italienfeindliche Gesetze“ und die selbstverständliche Weigerung Dr. Seipels, die Aufregungen der Tiroler Landtagsredner zu „verleihen“. Das alles sind noch immer hinfällige Wortschmalz im österreichischen Nationalrat, wo Dr. Seipel es wieder ablehnte, die Südtiroler Frage vor den Bundesrat bringen zu lassen, sich überhaupt in die innenpolitischen Verhältnisse Italiens einzumischen, aber das glückliche Wort fand, daß die internationalen Moralen sich über dem internationalen Recht erheben. Mit bitterem Spott hätte er gesagt, daß den Schwachen doch nicht zu fürchten brauche, wer ein gutes Gewissen habe.

Daraufhin hat sich nun in Italien ein fürchterlicher Spektakel erhoben. Am 24. erklärte eine Extraausgabe des regierungsoffiziellen „Giornale d'Italia“ die Rede Dr. Seipels und die Aussagen des Nationalrates als „international ungeschichtlich“ und demütigte die Lage als gerichtet. Da es in Italien überhaupt nur falschliche Zeitungen gibt, wurde diese Parole sofort von allen Blättern aufgenommen und in noch weit schärferer Tonart wiederholt. Im italienischen Parlament war schon die Interpellation an Mussolini eingebracht, was er gegen die „unzulässige Einmischung“ Österreichs zu tun gedachte — eine Anfrage, die natürlich nur im Auftrag des zu Befragenden erfolgt ist und nun wohl die Plattform für eine der üblichen Donnerreden Mussolinis abgeben wird. Wenn von einer Überführung des Wiener italienischen Gesandten gesprochen wird, so ist dies doch wohl nur als d'rauf die Seite zu betrachten. Aber Deutsch-Österreich gegenüber, das nur über ein „Heer“ von 30.000 Mann verfügt, kann sich Italien ja alles erlauben.

Einmal, als Südtirol von den Italienern „erobert“ wurde — in allen Städten gibt es jetzt auf Befehl von oben herab ein „Straße des 4. November“ — hat der italienische König Verordnungen formellster Art herüber abgegeben, daß man an eine Unterdrückung deutscher Sprache und Kultur in den „besseren Provinzen“ niemals denken werde. Der Faschismus hat sich den Zweifel um diese Versprechungen gekümmert und der „Me piccolo“ liegt in seinem Palast und launet Mißgunst, während in Südtirol die „Masse“ in „Grobereife“ ist reifert. Nicht einmal die Grabschriften dürfen deutsch verfaßt werden und der Faschismus hofft, auch dem Deutschstum Südtirols die Grabstätte baldmöglichst setzen zu können. Erfolgreich bei diesem Vorhaben, bei diesen Drohungen Italiens ist es aber, daß die Augen der Welt wieder einmal auf die Zustände in Südtirol richteten, freilich die Arme werden sich gegen diese Verleumdungspolitik nicht erheben, kaum auch eine Stimme.

Deutscher Standpunkt zur Kriegsverhütung.

Eine Rede Simons in Genf.

Das in Genf tagende Vorbereitende Sicherheitskomitee begann mit der Einleitungsrede der von den Befragten entworfenen Einleitung und besonders mit der Betsprechung der von dem griechischen Vertreter Politis angeregten Punkte.

Der deutsche Delegierte von Simons

nahm dazu Stellung, indem er betonte, daß die Entfess-

idee wie ein roter Faden sich durch den ganzen Bericht ziehe, während die deutsche Auffassung in bezug auf die Mittel zur Vermeidung der Sicherheit sich auf die Maßnahmen zur Kriegsverhütung stütze. An der Frage der Erhöhung der Sicherheit ist, so führte Simons aus, kein Land weder in Europa noch in der ganzen übrigen Welt stärker interessiert als Deutschland, das vollkommen abgerüstet ist, während seine Nachbarstaaten nicht abgerüstet sind. Dieser Umstand zwingt Deutschland, mit allen Kräften das Sicherheitsproblem zu studieren, da gerade für Deutschland die Sicherheit erhöht werden muß. Eine von Simons beschriebene fernere deutsche Auffassung, daß der Abschluß von regionalen Sicherheitsverträgen durchaus nicht das einzige Mittel zur Erhöhung der Sicherheit darstellt. Das Hauptziel des Völkerbundes müsse die Verhütung des Ausbruchs von Kriegen, nicht aber die Bekämpfung des Krieges durch Strafabtrottung sein. Sicherheitsmaßnahmen könnten überhaupt nur dann wirksam sein, wenn das internationalistische Vertrauen unter den Völkern hergestellt ist. Wir glauben, daß Regionalpakte zwischen zwei oder mehreren Staaten nur dann eine Festigung des Friedens ermöglichen, wenn zuvor eingehende Besprechungen zur vorherigen Klärung zwischen den betreffenden Staaten erfolgen, wie das auch für die Locarnoverträge geschahen ist. Nicht der Abschluß von Verträgen einzelner Staaten untereinander, sondern nur die allgemeine Anerkennung des Prinzips von der Verhütung jeden Kriegsausbruchs könne helfen.

Die ungarische Waffenfrage.

Der vom derzeitigen Präsidenten des Völkerbundes erhobene Protest gegen die Weisheitsschaffung des Nationalratsvorsitzenden Dr. Gombor soll bei der Zukunft der Weltberühmung bis zur Märztagung des Völkerbundes auf die Unentschiedenheit der Nationalratler zurückgeführt. Mussolini hätte offen erklärt, daß Italien gegen die Anwendung des Artikels 11 (Einwanderung) sei, und auch die Entscheidung in a n und Großbritannien hätten sich sehr fragwürdig nach Unruhen in der Welt und unter seinen Umständen ein Verfahren angeordnet sehen wollen, das das Untersuchungsrecht des Völkerbundes hätte in Erscheinung treten lassen.

Anfreundlichkeiten an Deutschlands Adresse

Estlands Bündnis mit Polen.

Estland feierte den Geburtstag seiner selbständigen Unabhängigkeit. In einem Aufruf der Staatsversammlung an das Volk hieß es:

„Das Selbstbestimmungsrecht Estlands admeten werde die russischen Revolutionäre noch die freigelegten deutschen Militärführer. Die einen vertrieben mit Gewalt alle unsere auf demokratischer Grundlage errichteten Selbstverwaltungs- und Regierungsbehörden, die anderen leiteten ihre freigelegten Kruppen in Rußland, die uns nicht zu unterwerfen. Die Deutschen setzten die deutsche Sprache überall an die erste Stelle und verließen endlich nach eigener Wahl Landtage, welche um Angliederung Estlands an Deutschland bitten wollten. Wir erfuhr, was uns zuteil geworden wäre, wenn uns das Schicksal an das deutsche Vaterrecht gestellt hätte. Der Zusammenbruch der deutschen Weltmacht bedeutet eine Katastrophe und Verheerung um die erdrückenden Ungratigkeiten und dem das Nationalgefühl verletzenden Dru.“

Der estländische Staatsrat, Toomann, bezeichnete in einer Rede nicht nur Estland, sondern auch Polen als Verbündeten Estlands. Die Ausführungen des Staatsrates finden große Beachtung. Zum erstenmal wurde ausgesprochen, daß Estland mit Polen verbündet ist. Der deutsche Gesandte in Neval war den freudigsten ferngegrüßten. Die deutsche Gesandtschaft liegt in dem Regierungserlass eine offene Anfreundlichkeit gegen Deutschland. Man spricht von diplomatischen Schriften.

Deutsch-französische Abkommen.

Saarabkommen — Einheitsabgabe — Handelsvertrag.

Aber das in diesen Tagen abgeschlossene Saarabkommen wird mitteilhaft. Das Abkommen kommt nicht vor dem 1. Juli 1929 gefestigt werden. Von diesem Zeitpunkt an kann es mit dreimonatiger Dauer jeweils zum 30. Juni und 31. Dezember gefestigt werden. Eine Klausel sieht die Einräumung eines Teiles der gegenseitigen Zugeständnisse vor für den Fall der Kündigung der internationalen Handelsabkommens. Das Abkommen enthält vier Artikel, die in das Saargebiet eingeführt werden unter Bedingungen, die alle Garantien gegen den Weitertransport dieser Produkte nach Frankreich geben. Gegen sind vier Klagen für die Ausfuhr saarländischer Produkte nach Deutschland, namentlich für metallurgische Waren, Keramik und Glaswaren aufgestellt worden, die also ihren normalen Absatzmarkt nach Deutschland hin behalten.

Die Finanzkommission der französischen Kammer nahm den Gesetzentwurf über die Veränderung der Prozentigen Einfuhrabgabe auf deutsche Waren an. Durch dieses Gesetz wird die französische Regierung ermächtigt, die durch Gesetz vom 21. April 1921 verordnete Erhöhung von 26 % auf die deutsche Einfuhr aufzuheben, aber vornehmendensfalls auf dem Verordnungswege wiederherzustellen. Es handelt sich dabei um die Zustimmung zu der am 2. Februar in Paris von den Vertretern

Das Leben im Wort

Nr. 9

★ Unterhaltungsbeilage ★

1928

Die vier Rebhuhntöchter — Eine heitere Geschichte von Fritz Ganser

(Erstbrud.)

(Fünfzehnte Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

In der Siedlung „Rebhuhnshöhe“, die zum Besitz des Freiherrn Konstantin von Rebhuhn gehört, sind drei neue Bewohner eingezogen: Wertinat, ein Chemiker, Wienhardt, ein Filmregisseur, und Jostias Schmidt, ein Diäter. Sie erregen allgemeines Aufsehen, besonders auch bei den vier Töchtern des alten Rebhuhn. Dieser, ein felsamer Mann mit sehr bigstem Temperament, hat unter anderen auch die Marotte, seinen Töchtern das Geiraten fürbweg zu verbieten. Das hat natürlich zur Folge, daß eine von ihnen, Fraude, bereits heimlich verlobt ist mit einem jungen Gutsnachbarn; daß Fernande, die Jüngste, sich beim ersten Zusammentreffen mit dem Filmregisseur in diesen verguckt, und daß auch die beiden anderen Baronessen darauf brennen, die interessantesten Neuen Nachbarn wenigstens einmal zu ergötzen. — Die älteste der vier Schwestern, Beate, trifft auf einem einsamen Spaziergang mit Jostias Schmidt, dem Diäter, zusammen, der in ihr das Urbild seiner Beatrice, der Frauengestalt seines neuesten Wertes, findet.

Aber er sollte sich nicht einbilden, daß er aus ihr eine Beatrice machen könne. . . , gingen Beates Gedanken weiter. Uebrigens war es ihr ganz neu, sich als die „Glückliche“ kennen zu lernen. . . Sie hatte bisher der Bedeutung ihres Namens keinerlei Interesse zugewandt. — „Aber, nicht wahr, Baroneß, Sie verstehen mich nicht?“ fragte Jostias in Beates krausen Gedanken- gang hinein. „Ich merkte es an Ihrem verwundert fragenden Gesichtsausdruck.“

Und nunmehr fand das kleine komödienthafte Zwischen- spiel in Beates Ueberlegungs- magazin sein rasches Ende, weil die Aufklärung erfolgte.

Und die Handlung wurde zur Zuspille. . . Natürlich nun auch zu einer Gefahr. . . Und Papa. . . ja, sie würde es ihm nun nicht erzählen, daß sie Herrn Jostias Schmidt begegnet war — nein, nun nicht. . .

Beate hatte sich damit ein- verstanden erklärt, den Weg auf Rebhuhnshöhe zu fortzusetzen. Sie empfand das Zusammensein zuerst ein wenig beklemmend, neigte aber schon nach ganz kurzer Zeit zu der Ueberzeugung, daß es alles andere als beklem- mend sei. Wie eigentlich, dafür fehlte ihr der Ausdruck. Es gleich einer eigentümlichen Sülze, die im Blute prickelte, und es schien ihr trotzdem die ernsteste Stunde ihres Lebens, weil ihrem Herzen so bange war und sein Schlag pochender denn je zuvor. . .

Also diese Beatrice war gar kein Wesen von Fleisch und Blut wie sie. Das war nur ein Gebilde in der Phantasie des Dichters Jostias Schmidt, der eine Geschichte schrieb, drüber in Rebhuhnshöhe im Siedelstübchen, vor dessen Fenster die Birke stand. Unglaublich interessant fand sie das. Und was er gar von dieser Birke zu erzählen wußte, das war erst recht interessant. Oder nein: Das wußte man anders nennen. Geheimnisvoll, wunderliche Schauer aus- lösend, vielleicht. Denn diese Birke galt ihm ja so viel wie ein Mensch, der reden konnte, dem zu lachen und zu weinen gegeben war. . . Wie eigentümlich sensibel solch ein Dichter empfinden mußte!

Beates Anteilnahme neigte einem ehrfürchtigen Be- wundern zu.

Und nun sie selbst gar? Beates Herz schlug hastig. . . Von ihr sprach er in Verbindung mit seiner Geschichte? Wie denn? In ihr, Beate von Rebhuhn, sah er das Urbild seiner Beatrice? Und daß darum Beatrice eigentlich Beate heißen müsse, weil sie die Glückliche sei, durch sie, Beate, befruchtend beeinflusst zu werden. Und daß er in ihr, seiner Begleiterin, Beatrice sähe, die ihn beglückende, sein Schaffen anregende Frauengestalt?

So war sie ja denn schon weit über eine bloße Anteil- nahme hinausgewachsen, war zu einem Bestandteil seiner Schaffensmöglichkeiten geworden, war Miturheberin an dem Geschehen seiner Geschichte!

Diese Erkenntnis machte ihren Sinn wirr, ließ ihr Blut schneller kreisen und erfüllte sie mit einer süßen Be- nommenheit. Sie schritt wie im Taumel neben ihm. . .

Rebhuhnshöhe konnte nicht mehr fern sein. Zu ihnen her- überdringende Geräusche machten Beate darauf aufmerksam. Sie verhielt zögernd den Schritt und blieb stehen.

„Ich muß umkehren,“ sagte sie mit eigentümlich schwanken- der Stimme, und strich sich über die Stirn, als sei ihr traumhaft zu Sinn. . . Seine ihr an- gebotene Begleitung den Weg zurück, lehnte sie fast brüest ab.

Jostias Schmidt suchte zu- sammen. . . „Habe ich Sie irgendwie verletzt, Baroneß?“

Sie verneinte sofort. Nur etwas gequält, schien es ihm.

„Geben Sie mir den Be- weis, daß es nicht so ist, Baroneß, indem Sie mir gestatten, Ihnen meine Geschichte in ihren ersten Kapiteln vorlesen zu dürfen.“

Sie sah zu ihm auf und zauderte mit ihrer Entgegnung. „Wo?“ zögerte sie endlich heraus.

„Wenn es Ihnen recht ist, an der Stelle, wo wir uns be- gegneten. Morgen oder über- morgen, oder wann Sie bestimmen, zu derselben Stunde wie heute.“

Sie überlegte, leise die Stirn krausend, und sagte dann hastig: „Also dann übermorgen.“ Fugte ein scheues „Auf Wiedersehen!“ an, und wandte sich kurz ab.

„Auf Wiedersehen!“ entgegnete er wie in einer Be- stürzung, und sah ihr nach. Sie lief schnell, als sei sie auf der Flucht vor ihm, und blickte nicht zurück.

Und nun war sie schon hinter Buschwerk, das sie seinen Blicken entzog, verschwunden. —

Als Jostias Schmidt am Abend dieses Tages an seiner Geschichte arbeitete, begegnete ihm etwas Merkwürdiges: er schrieb zweimal Beate, als er Beatrice schreiben wollte. . .

Oder war das nichts Merkwürdiges? —

IX.

Fernande versicherte sich, daß die Fenster der beiden Schlafzimmer geschlossen waren und die Tür zum Flur- gang nicht etwa nur angelehnt stand. Papa war ja zwar



Du schläfst

Von Karl Doppermann

Ich sah den Schlaf, wie er ins Zimmer trat,
ganz nahe an dein Lager, und die Hand,
die milde, dir auf deine Haare legte.
Auf deinem Munde, der soeben bat
um Segen für uns und für unser Land,
lag noch ein Hauch, der leise sich bewegte.

Und dann entschliefest du. Der gute Schlaf
bog nieder sich und küßte stumm und sacht
dich auf den Mund. Und dann sah ich ihn gehen.
Durch die Gardinen schien der Mond und traf
dich auf die Stirn. Die strahlte in der Nacht.
Ich mußte betend zu dir niedersinken.

ein Ehrenmann, und ihn des absichtlichen Lauschens zu verdächtigen, kam einer Infamie gleich. Aber man durfte dem unglücklichen Zufall nicht trauen. Möglicherweise hatte Papa das Fenster seines Arbeitszimmers auch geöffnet. Oder es fiel ihm ein, noch einen Gang durch den Park zu unternehmen. Dann mußte er unter den Fenstern der Schlafzimmerräume vorüber. Oder er kam noch den Flurgang runter, wie neulich, als es die Sache mit Traude gegeben hatte. In jedem dieser möglichen Fälle konnte er ein verätherisches Wort aufschnappen. Denn er hatte niederträchtig seine Ohren und besaß eine nahezu märchenhafte Kombinationsgabe. Und dann würde er vielleicht doch stehenbleiben und lauschen. Obgleich er ein Ehrenmann war.

„So!“ sagte Bernande. „Wir sind von der Umwelt beinahe hermetisch abgeschlossen, und ich bin zu meinem Vortrage bereit. Ihr dürft euch dabei ruhig ausziehen und zu Bett gehen. Ich werde mich hier in die Verbindungstür stellen, damit ihr alle gut hört und weder dem Auditorium rechts, noch dem Auditorium links irgend etwas verlorengeht.“

„Was hast du eigentlich vor?“ fragte Beate, die eben erst eingetreten war und von Bernandes Absicht nichts wußte. „Worüber willst du Vortrag halten?“

„Ueber die Kunst, einen Mann zu bekommen,“ erklärte Traude. „Auf Grund frischester Erfahrungen. Also gewissermaßen: Aus der Praxis für die Praxis.“

„Ja,“ bestätigte Bernande, „aus der Praxis sicher. Was ihr für eure Praxis davon haben werdet, das ist eure Sache. Mich geht das nichts an.“

„Ich schlage vor, zu einem Anfang zu kommen,“ mahnte Leonie ungeduldig, „und uns nicht mit Nebensachen zu langweilen.“

„Ja, nun geht's los. Uebrigens läuft der Film längst. Denn die Vorbereitungen und meine Aufstellung an dem Türpfosten gehören auch zum Film. Ihr dürft nicht ungeduldig werden. Ich mußte heute nachmittags auch lange warten, ehe es einen Anfang gab.“

Denn er kam zuerst nicht. Ich hatte mich pünktlich an der verabredeten Stelle eingefunden. Die Stelle, das ist das Jarnkraut links von der Blutbuche. Denn ihr müßt doch auch den Ort der Handlung kennen.

„Also er kam nicht...“
„Ich bitte dich, Bernande, rede nicht so unbestimmt. Wer ist dein er?“

„Na, das weißt du doch von dem Klaus-Karl-Abend her, Leonie. Da hab' ich ja vor dem Auftreten Pappas von unserem Intermezzo im Rudolfsbusch erzählt. Aber damit du nicht weiter fragst: Also er, das ist Jörg Eysenhardt... Nun aber vorläufig keine weiteren Unterbrechungen, wenn ich bitten darf...“

Also er kam nicht, und die Handlung bestand vorläufig darin, daß ich eine Abwehrschlacht gegen die Mücken schlagen mußte. Da ich in der Eile keine Zigaretten mitgenommen

hatte, also den Feind nicht vergasen konnte, haben mich die Blutsauger beinahe aufgefressen. Mein Taschenspiegel verriet mir bald, daß ich aussah, als hätte ich die Mägen.

„Pappas Tochter,“ dachte Beate hier. „In Wirklichkeit werden es ein paar rote Flecken gewesen sein.“

... „Meine Stimmung war infolge des Wartens und der Rückenattaden nicht sonderlich rosig. Ich beschloß, bis 500 zu zählen, ganz langsam, und zu gehen, wenn er bei Beendigung meiner arithmetischen Uebung nicht gekommen sein sollte. Zu meinem Glück wurde ich mir in meinem Vorsatz treu. Ich zählte noch einmal bis 500. Und dann noch bis 398. — Da kam er endlich.“

Ich gab mich zuerst sehr ungnädig und führte die Unterhaltung laich, und mit gelangweiltem Gesicht. Er hatte sich zwar damit entschuldigt, daß er auf einen falschen Weg geraten sei, aber wenn man zu einem Rendezvous geht, darf so etwas eben nicht vorkommen.

Wenigstens war es schon mit den Mücken besser geworden. Denn er hatte Zigaretten mitgebracht — übrigens ein scheußliches Zeug — und wir rauchten.“

(Fortsetzung folgt.)

Janharm

Skizze von August Hinrichs, Oldenburg.

Edler im Dorfe weiß, daß Janharm ein schlauer und gerissener Kerl ist. So leicht überlistet ihn keiner, dreimal überlegt er alles, ehe er sich zu einer Sache einschließt, und dreimal dreht er jeden Groschen um, ehe er ihn ausgibt. —

Er hat einen runden, kleinen Hof — zwei Kühe und gerade genug Acker und Weiden, daß es für seinen Bedarf langt, weitab vom Dorfe, in ungehörter Einsamkeit gelegen. So braucht er nicht viel Leute, nur einen Jungen und eine große Magd; damit kann er die Arbeit tun, wenn sie alle drei fleißig sind. Mit dem Jungen hat er diesmal kein Glück gehabt — er nimmt immer einen solchen, der noch zur Schule geht und nur für die Kost arbeitet —, der ist träge und schlaftrig, sowohl bei der Arbeit als auch in der Schule. Freilich hat er immer schon zwei Stunden stramme Arbeit und einen dreiviertelstündigen Schulweg hinter sich, wenn er in der Schule erscheint — wenn er erscheint, denn im Sommer geht die Arbeit vor. „Die Schule läuft ja nicht weg,“ sagt Janharm.

Aber Stine — eine solche Magd hat Janharm noch nicht gehabt, solange er denken kann. Sie ist nicht sehr groß, aber stark und rund, und wenn sie ihren Rock aufgeschürzt hat, daß der Wulst wie eine dicke Wurst über ihren breiten Hüften liegt, dann arbeitet sie selbst Janharm, ihren Brothern, über den Hauken, obgleich der doch nachahftig weiß, was arbeiten heißt.

Ja, mit Stine, das hat er gut getroffen. Sie ist nicht zu jung und nicht zu alt, so in der Mitte der Zwanzig, prall und frogend von Gesundheit und Kraft, und die wasserblauen Augen in ihrem breiten, sonnenprahligen Gesicht sehen immer zufrieden und unbedröhen in die Welt. Zuweilen liegt sogar ein verflörter Schall darin, der Janharm unruhig macht. Die schwerste Arbeit ist ihr gerade recht; wenn sie Dünger aufklädt, nimmt sie die Forke so voll, daß es wirklich was schafft; einen Saek Mehl wirft sie allein auf die Karre, und sogar pflügen kann sie wie der beste Knecht.

Nur einen einzigen Fehler hat sie — sie arbeitet nicht nur für zwei, sie ist auch für zwei. Das ist schlimm, denn Janharm ist sparsam, sehr sparsam sogar, und eines Hungers wirft einen dunklen Schatten in ihr sonst so liches Bild.

Janharm ist noch Junggeselle, trotz seiner vierzig Jahre. Er ist oft daran gewesen, sich eine Frau zu nehmen, aber zwei Dinge haben es immer verhindert: einmal hatte er Angst vor den Kosten und dann vor den Frauen selbst. Die Weiber haben ihre Rücken — er trant den Laughaarigen nun einmal nicht, er hat das böse erlebt bei seinem alten Freund Sturich, der ganz und gar unter den Pantoffel gekommen ist. Nein, eine Frau muß wie ein gutes Pferd fromm im Geschier gehn, das sagte sein Vater immer, und das ist auch seine Meinung. Sie mußte so still und ergeben alles hinnehmen wie seine Mutter, die willig mit Janharm zusammen den Pflug zog, als sie noch keine Kuh hatten. Aber so eine ist schwer zu finden.

Die meisten Mägde, die er in all den Jahren gehabt hat, hätten sich gern genug als Bäuerinnen in sein warmes Nest gesetzt. Aber Janharm war zu schlau, und ob sie es nun plump anfingen und ihm nachts in die Döng kamen — dann stellte er sich schlafend und war durch kein Flüstern und Bolttern zu wecken — oder auch fein, indem sie ihm bei Gelegenheit

mehr zeigte als nötig war, er ließ sich nicht fangen. Darum schnürten sie alle nach einem Jahr, oft schon nach einem halben, ihr Bündel und verschnürten ihn als hartnäckigen Sonderling und fähigen Knicker.

Von Stine hat er dergleichen nicht zu befürchten. Sie versorgt ihn genau so gut und so regelmäßig wie die beiden Kühe, die Schweine und Ferkel, den Hund und die Klage, im übrigen kümmert sie sich nicht weiter um ihn und denkt nur an die Arbeit.

Aber Janharm denkt jetzt oft an Stine. Er belauert sie förmlich, um gründlich hinter ihr Wesen zu kommen. Gewalttätig ist sie nicht, das merkt er daran, wie sie mit dem Vieh umgeht. Wenn sie nur nicht soviel essen wollte! Aber immerhin, wenn sie seine Frau wäre, sparte er sechzig Taler jährlich an Lohn, das wiegt schon allerhand auf.

Wochenlang rechnet er mürmelnd die beiden Posten gegeneinander auf und ist schon beirathet zu einem günstigen Ergebnis gekommen, da muß er ganz zufällig sehen, wie Stine mit kräftiger Faust dem saulen Jungen hinter die Ohren schlägt, daß es nur so knallt. Das jagt ihm einen solchen Schreck ein, daß er seine ganze Rechnung über den Haufen wirft und sich schleunigst zurückzieht.

Am Martini bekommt sein Herz doch einen Stoß. Als er Stine die dreißig Taler Lohn für das halbe Jahr auf den Tisch zählt, geht sie etwa nicht gleich ins Dorf, um sich ein Kleid zu kaufen, sondern sagt leichthin, er solle es nur auf die Spardose tragen, sie brauche doch kein Geld. Dann holt sie ihr Sparbuch vor, das sauber in ein rotes Tafchentuch geknotet ist, und gibt es ihm. Natürlich sieht er hinein — da hat sie fast zweihundert Taler beisammen! Beinahe hätte er ihr schon an diesem Tage das entscheidende Wort gesagt, wenn nur nicht die dumme Dhrseige gewesen wäre!

Er traut den Langhaarigen nun einmal nicht, und wenn Stine auch noch so ruhig und gleichmütig tut — wer weiß, was alles in so einem Frauenzimmer schlummert. Er muß sich vorsetzen, denn wenn es ernstlich darauf anlämt — an Körperkräften ist Stine ihm über.

Janharm kämpft in diesen Tagen einen schweren Kampf. Die zweihundert Taler locken ihn gewaltig, und jetzt, da er sie so scharf beobachtet, lockt Stine selbst ihn nicht minder. Sie braucht es gar nicht erst zu machen wie die anderen, er sieht es ja bei der Arbeit gut genug, wie prall ihr das Wieder ist und wie kräftig sie auf den Beinen steht. Wenn er nachts schlaflos in seinem Kloben liegt, wägt er das Für und Wider unruhig gegeneinander ab: auf der einen Seite ihre runde Gestalt, ihre Arbeitswut und die zweihundert Taler, auf der andern die Dhrseige, ihr mächtiger Hunger und die Furcht vor den Rücken und Tüden des weiblichen Geschlechts überhaupt.

Ist Stine die Richtige? Wird sie, wie sein Vater sagt, fromm im Geschir gehen? — Er selbst sagt es übrigens auch, und im ganzen Dorf weiß jeder dieses Wort Janharms und nekt ihn gelegentlich damit. Janharm liegt in schweren Sorgen — der Teufel trauere den Weibern!

Plötzlich, mitten in der Nacht, kommt ihm der rettende Gedanke: Warum soll er nicht einen Versuch machen, der alles entscheidet? Dann ist er ja aus allen Zweifeln heraus.

Am andern Tage sucht er den alten Gurt her, in dem seine Mutter den Pflug zog. Er ist grau und verschimmelt, aber noch fest. Dann geht er zu Stine und kratzt sich schlau hinter den Ohren: „Ich muß heute das kleine Stück hinterm Hagen umspühen“, sagt er, „aber die Schwarze ist trübselig, die kann ich nicht nehmen, und mit der Rotburten geht's nicht, die bricht immer aus — was meinst du dazu?“

Stine stemmt ihre kräftigen Arme in die Seite und sieht ihn fragend an: „Ja, Janharm, was ist da zu machen?“

Janharm reibt verlegen an dem Gurt: „Als wir noch keine Kuh hatten, zog meine Mutter immer den Pflug — sieh her, da ist noch der Gurt —, was meinst du?“

In Stines Augen blüht etwas auf, aber es ist gleich wieder verschwunden. „Oh“, sagt sie, „was deine Mutter konnte, das kann ich auch, gib mir her!“

Am diesem Tage sieht Janharm erst recht, was Stine für ein gutwilliges Menschenkind ist. Sie stemmt ihre nackten, derben Füße in die schwarze Erde und zieht wie ein Pferd; der Junge, der neben ihr im Seit angeschnürt ist, braucht kaum mitzuhelfen. Janharm lenkt den Pflugsterz und brüllt sein Johi, als wenn er die Schwarze vorm Pfluge hätte. Er schnappt mit der Zunge und lacht sich heimlich ins Faustchen — ist er nicht wirklich ein schlauer Kerl? Er wird ganz übermütig, und als Stine einmal in der Mitte der Furche stehenbleibt, um zu verschnaufen, tätschelt er ihr liebevoll mit dem Peitschenstiel die quellende Hüfte und macht: „Jühi!“ Beinahe hätte er ihr sogar über den dreien Rücken geflächelt, aber das will er doch lieber bis nach der Hochzeit lassen.

Ja, jetzt hat er endlich die Rechte gefunden. Nach Feierabend sucht er sein Rasiermesser hervor und kratzt sich den Bart ab — das ist nicht so einfach, weil kein Spiegel im Haus

ist, aber er hängt seine dunkle Jade hinter die Glaskür des alten Pultschranks, so geht es mit verhältnismäßig wenig Blutbergießen ab. Dann sucht er Stine. Sie sitzt vor der Tür auf der Lattenbank und zwinkert mit den Augen, als sie ihn plötzlich so glattrasiert sieht. Er setzt sich neben sie, schlägt ihr mit seiner knöchigen Hand auf das weiche Knie und sagt: „Was meinst du, Stine, wollen wir nicht unsere Plünnen zusammenwerfen?“ Und merkwürdig, Stine hat nichts dagegen, sie will nur das eine, daß es gleich am Sonntag beim Pastor festgemacht wird.

So gehen sie denn am Sonntag beide ins Dorf, um sich von der Kanzel werfen zu lassen. „Mein Gott, Janharm!“ ruft der Pastor erstaunt. „Hast du doch noch eine gefunden, die fromm im Geschir ist?“

Janharm plinkt ihm pffiffig mit den Augen zu: „Es hat wohl etwas lange gedauert, Herr Pastor, aber Bestimmen ist das beste am Menschen — man soll sich immer dreimal bestimmen!“

Janharm ist viel ausgelacht worden, daß er Stine in den Pflug gespannt hatte, aber weder er noch Stine machen sich etwas daraus. Und mit Stine, das hat er wirklich gut getroffen; sie arbeitet und ist jetzt nicht mehr für zwei, sondern für drei, und der Hof und sie selbst gedeihen vortrefflich dabei. Nur Janharm wird merkwürdigerweise immer magerer und hagerer.

Im Frühjahr wird Janharms schwarze Kuh krank, und er schickt nach seinem alten Freund Hinnerk, der allerlei Hausmittel weiß. Als Hinnerk kommt und an dem Hagen entlanggeht, hinter dem Janharms Aker liegt, hört er lautes Jü und Johi. Pflügen sie wieder ohne Kuh? Er sieht durch die Hecke und bleibt mit offenem Munde stehen: Ja, sie pflügen ohne Kuh — aber Janharm, der schlaue Janharm selbst mußte in der Gurt kriechen, und Stine führt den Pflugsterz, hoch aufgeschürzt, kräftig und stämmig, den Peitschenstiel in der Hand. Leise macht sich Hinnerk davon.

Am Abend kommt er wieder und trifft Janharm allein. Da sieht ihn der Hager, er klopf dem alten Freund auf die Schulter und fragt: „Na, Janharm, geht sie immer noch fromm im Geschir?“

Janharm sieht sich vorsichtig um, dann seufzt er und meint: „Weißt du, Hinnerk, man sollte sich doch lieber viermal bestimmen — dreimal langt nicht!“

Das Pflügen mit Janharm ging Stine aber doch wohl zu langsam; sie holte ihre Taler von der Spardose, und jetzt pflügt sie mit einem Pferd.

Die Türken von heute

Von Felix Lorenz.

„Inshallah!“ Von dieser magischen Formel wird das Leben jedes Türken, und jedes Mohammedaners überhaupt, von der Wiege bis zur Bahre beherrscht. Es ist das ewig lebendige Wort; die Quellen alles Seins liegen nach islamitischer Auffassung in ihm beschlossener; seine Wunderkraft ist groß; weitgreifend, ja, grenzenlos. Denn mit ihm wird jene tiefgläubige Wortergebenheit ausgesprochen, die den Orientalen ganz erfüllt. Die feierliche Stille seines Innern wird darin wundersam enthüllt, der Born öffnet sich, aus dem ihm die ruhige Betrachtung alles Seienden fließt, in dessen Wassern sich Diesseits und Jenseits vereinigen. Mit diesem Wort, das heilig ist und doch jeden Alltag durchdringt, wird die völlige Anheimstellung alles persönlichen Geschickes an die Macht und unbegreifliche Einsicht Allahs ein für allemal festgelegt — aus ihm leuchtet die Bescheidung mit dem, was die Fügung verhängt, sei es Gutes, sei es Schlimmes. Und mit dieser Ergebenheit in die ewige Bestimmung ist gleichzeitig Lob und Dank verbunden. Es ist ein demütig-freudiger Stolz darin, daß sich der Mensch der Hand Allahs unterordnen darf. Etwa wie in unserem alten, lieben deutschen „Wie Gott will ...“

„Inshallah!“ Das Wort ist Glaube, Wissen, Philosophie zugleich. Es erschöpft alle Dinge, Handlungen, Ereignisse. Sein Machtbereich ist die große Welt; nichts ist da, was nicht von ihm beherrscht werden könnte, und es hat die herrliche Kraft, in der Brust dessen, der es als ständiger Begleiter seiner Gedanken und Taten verehrt, ein unzerstörbares Gefühl von Sicherheit, von Geborgenheit hervorzuheben. Darum ist wohl auch über das ganze Wesen des Türken jene seine Melancholie gebreitet, die man fast heiter nennen könnte. Die religiöse Wurzel sitzt tief in ihm. Der Baum seines Lebens steht unveränderlich im Schatten des Korans. Hierin liegt der gewaltigste Unterschied zwischen der morgen- und der abendländischen Welt. Unsere Sinne sind im allgemeinen auf nichts als greifbare Dinge gerichtet; wir sind in ständiger Bewegung und bestrebt, fortwährend

Neues zu schaffen, umzubauen, das äußere Leben zu gestalten. Der Islam-Befenner aber hat sein Zelt im eigenen Innern aufgerichtet, er baut an den Waben seiner Ideen; seiner Ueberlieferungen treuer Diener, liebt er es nicht, die Realistit des äußeren Geschehens auf sich einstürzen zu lassen. Seine innere Gelassenheit ist Erbtteil unzähliger Generationen; sie ist seine Waffe und sein Sieg.

Es ist kein Wunder, daß der Orient das Geburtsland aller Weltreligionen ist, denn ihm sind die „Ideale der Ruhe und des Leidens“ entsprossen.

Auch der Türke von heute, so sehr er sich sonst den Kulturen des Westens zuneigen mag, hat die Zauberformel des Inshallah und die Suren (Abschnitte) des Korans nicht vergessen. Sie gehören zu seinem Leben für und für.

Die hervorstechendste Eigenschaft des Türken ist daneben sein Kampfesmut, das Erbtteil seiner Väter; seine Todesverachtung, die sprichwörtliche. Und der Mut wird zur rasenden Ekstase, wenn es Mann gegen Mann geht (so, wie einst die Väter gekämpft und gesiegt hatten). „Das Paradies liegt im Schatten der Schwerter,“ sagt das Koranwort, und im Liede heißt es:

„Mah!“ so tönt mein Ruf.
Die Hand fährt an das Schwert,
Den Leib färb' ich in Blut
Für Heimat und für Herd.“

Schnurren

Spiritismus.

Alexander von Humboldt unterhielt sich in einer Gesellschaft über das Tischrücken und den Spiritismus und äußerte Zweifel über die Wahrheit der vorgebrachten Erzählungen. Einer der Herren bestand jedoch immer wieder auf seiner Ueberzeugung und schwor darauf, der Tisch habe in seinem Falle ganz bestimmt nachgegeben.

„Daran zweifle ich nicht,“ erwiderte Humboldt ironisch, „der Klügere gibt immer nach!“

*

Trennung.

Als Hugo Tschudi, ehemaliger Direktor der National-Galerie, von Berlin nach München übersiedelte, fehlte ihm vor allem die Freundschaft Max Liebermanns, der ihm als Beirat unentbehrlich geworden war.

Ein Berliner Kritiker fragte kurz darauf in München den Maler Toni Stadler, wie es Tschudi denn in München erginge.

„Ja, wissen Sie,“ sagte Stadler, „der Herr von Tschudi kommt mir vor wie eine Witwe, die immer herumläuft und jammert.“

„Wissen S', a so a lieber Mann, wie mein lieber Mann, so ein' find't man nimmer!“

*

Schlagfertig.

Napoleon I. machte einst ärgerlich einer Dame des alten französischen Adels den Vorwurf, daß sie ihn, den Emporkömmling, nicht liebe. Geistesgegenwärtig gab sie ihm zur Antwort: „Allerdings, Eure, ich bin erst bis zur Bewunderung gekommen.“ Da war der Zorn des Kaisers schnell befristigt.

*

Ein Lehrer tritt vor die Klasse mit den Worten: „Jungens, dieses Markstück habe ich gefunden, und ich weiß keine bessere Verwendung, als es dem von euch zu geben, der mir zwei Fragen am besten beantwortet; ja, wenn er die erste glatt beantwortet, erlasse ich ihm die zweite. Die erste Frage lautet: Wieviel Haare hat ein Pferd?“ Ratlos sehen die Schüler ihn an. Jeder möchte doch gern die Mark verdienen. Da erhebt sich ein kleiner Frechdachs: „Ich weiß es, Herr Doktor: Sechs Millionen siebenhunderttausend neunhundertsechunddreißig.“ — „Woher weißt du denn das so genau?“ Darauf der kluge Bengel: „Diese zweite Frage brauche ich ja nicht mehr zu beantworten.“ — „Du bist ein gerissener Junge; hier hast du die wohlverdiente Mark.“

Diese Geschichte erzählte ich einer nicht allzu geistreichen Dame. Einige Tage darauf wurde ich von ihr antelephoniert: „Sie haben mir die reizende Markanedote kürzlich erzählt. Ich gebe morgen einen Damenkaffee und möchte meinen Freundsinnen diese Geschichte zum besten geben. Leider habe ich die betreffende Zahl vergessen. Bitte, teilen Sie sie mir schnell mit!“ (1)

Andichtungen.

Der schwäbische Dichter Schubart, der von 1739 bis 1791 lebte, hatte bei einer Gesellschaft eine Dame zu Tisch zu führen, die sich ihres dichterischen Talentes rühmte und bei jeder Gelegenheit Proben davon abzulegen sich bemühte. Als sie mit ihrem Tischherrn die Weingläser anklingen ließ, sagte sie zu ihm:

„Herr Schubart, zu Eurer Ehr!
Trinke ich mein Gläschen leer!“

Der so angeproftete Dichter hatte hierauf sofort eine Erwiderung auf den Lippen, denn er entgegnete, sich gegen seine Dame verneigend:

„Ei, das freut mich königlich,
Daß die Jungfer sauft wie ich!“



Zeichnung von
Silbe Strimuzer

Der kleine Maurer

Was ist das mit dem Hansel doch, wie sieht er aus, der Bube?! Vor jedem Knie ein großes Loch, so tritt er in die Stube. Erschröden ist der Vater sehr, die Mutter aber noch viel mehr. Ach, die Böcher, diese großen, in den guten neuen Hosen!

„Ich hab' den Schlingel da entdeckt, wie er in seine Hose — dort hinter jenem Buch verliedt — schnitt Böcher, runde, große. Die Schere nahm das böse Kind mir heimlich aus dem Rückenstüb. So sprach mit zorniger Miene die Köchin, die Kathrine.“

Der Vater drauf mit ernstem Ton: „Was muß ich leider hören? Treibst du solch' Schabernack, mein Sohn, will ich dich mores lehren. O Hans! Nichts Gutes dir verspricht des Vaters grimmiges Gesicht. Die Mutter blickt in stillem Leide hin auf die Böcher alle beide.“

Der kleine Sänder sieht und weint, der Mut ist ihm vergangen: „Ich hab' es gar nicht böß gemeint, ich hatt' nur solch Verlangen nach einem Loch vor jedem Knie — wie es die Maurer haben, die so schön im Kalt rumplätschen und an die Wand ihn klatschen.“

Und ich will auch ein Maurer sein, drum schnitt ich aus die Stücke. Lieb' Mütterchen, ach, sey' mir ein zwei schöne große Stücke. Zwei schöne Stücke, fest und rund. Beim Maurer sind sie funterbunt. Sieht die vom Bau der Meister dann, nimmt er mich gleich als Lehrling an!“

Lisa Friede, Wyl.

Nebrauer Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Ersteinst wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
 Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 1.10 M.

Schriftleitung: Wihl. Sauer in Kisleben.
 Druck-Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Kisleben.
 Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weig, Markt 34/35.
 Fernsprecher: Amt Kisleben Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile mit Bildmetall 15 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.
 Bankkonten: Stadtparkasse Nebra — Bankverein Artzen.

Nr 25

Dienstag, den 28. Februar 1928

41. Jahrgang

Der Streit um Südtirol.

Der Wiener italienische Gesandte nach Rom berufen.
 Die italienische Aufregung wegen der berechtigten Weigerung der österreichischen Regierung, der Klagen der Bevölkerung über ihre Unterdrückung durch Italien Gehör zu geben, nimmt groteske Formen an. Im Lande Mussolinis schämt man sich nicht einmal über die Entzweiung. Der italienische Gesandte Kurzio in Wien hat von seiner Regierung den telegraphischen Auftrag erhalten, unverzüglich nach Rom zu reisen, wo er am Montag vom Ministerpräsidenten Mussolini empfangen werden wird, um ihm persönlich über die Kundgebungen im österreichischen Nationalrat Bericht zu erstatten. Der Gesandte reiste alsbald ab. Einige römische Blätter wußten bereits von einer dauernden Abberufung zu berichten. In Rom gebären sich hauptsächlich die falschlichen Kreise so, als ob unmittelbar ein Aufruf über den Brenner und Tiroler Gebiete. Der Zankhahn hängt auf den Straßen Schmähschilder und die Jugend wird in Plakaten aufgeschreckt, „sie bereit zu halten“.
 Ganz sinnlos schreibt die römische „Tribuna“: „International besteht keine Südtiroler Frage und binnen kurzem wird sie nicht einmal mehr als Chronikummaterial existieren, weil Südtirol eine italienische Provinz ist, in der sich noch eine unbedeutende Sprachminderheit befindet.“ Schwer sind solche Behauptungen zu verstehen, wenn man das ganz maßlos übertriebene südtirolische Temperament abtrudelt. Denn in Wirklichkeit hat das in die Hände Italiens gefallene Südtirol 80 % deutschsprachige unter seiner Bevölkerung.
Mussolini wird reden.
 Eine Gruppe von Abgeordneten hat in der italienischen Kammer eine Anfrage eingebracht, in der die Regierung über die „schändliche Sachlage“ berichtet, die sich im österreichischen Nationalrat abgespielt, und über die von verantwortlichen österreichischen Kreisen betriebene unverständliche Äußerung gegen die einfache Anwendung der italienischen Gesetze in der italienischen



Bundeskanzler Dr. Seipel.

nicht einmal immer — eine lahme Entschuldigend und ein paar Axt als Entschuldigend. Das sind so die vortigen „Umgangsformen“.
 Nun fragt es wieder einmal, allerdings vorläufig nur mit Worten. Das Wortspiel ist bekannt: Ausführungen des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Seipel über die Unmöglichkeit, irgendeine der Deutschen in Südtirol helfen zu können, weil schon jeder Versuch dazu nicht bloß abgewiesen, sondern sogar mit noch schärferen Maßnahmen gegen die deutsche Sprache und Kultur beantwortet wird, dann der Entschuldigend im Tiroler Landtag, wo wieder einmal der Gesandte anstandslos den Völkerverbund für Südtirol in Bewegung zu setzen, weiter eine Beschwerde des italienischen Gesandten in Wien über diese „italienfeindliche Gesetze“ und die selbstverständliche Weigerung Dr. Seipels, die Äußerungen der Tiroler Landtagsredner zu „verfolgen“. Das alles fand noch einen starken Niederschlag im österreichischen Nationalrat, wo Dr. Seipel es wieder ablehnte, die Südtiroler Frage vor den Völkerverbund zu lassen, sich überhaupt in die innenpolitischen Verhältnisse Italiens einzumischen, aber das glückliche Wort fand, daß die internationale Welt nicht über dem in der nationalen Welt stehen. Mit weiteren Worten hätte er hinzu, daß den Schwachen doch nicht zu fürchten brauche, wer ein gutes Gewissen habe.
 Daraufhin hat sich nun in Italien ein fürchterlicher Spektakel erhoben. Zunächst erklärte eine Extraausgabe des regierungsoffiziellen „Giornale d'Italia“ die Rede Dr. Seipels und die Kundgebungen des Nationalrates als „international ungeschicklich“ und demzufolge die Lage als gerührt. Da es in Italien überhaupt nur feilschliche Zeitungen gibt, wurde diese Parole sofort von allen Mäthern aufgenommen und in noch weit schärferer Tonart wiederholt. Im italienischen Parlament war schon die Intervention des „Giornale“ eingegangen, was gegen die unzulässige Einmischung Österreichs zu dem gerade — eine Anfrage, die natürlich nur im Auftrag des zu Befragenden erfolgt ist und nun wohl die Plattform für eine der üblichen Donnerreden Mussolinis abgeben wird. Wenn von einer Abberufung des Wiener italienischen Gesandten gesprochen wird, so ist dies doch wohl nur als der obere der Gesetze zu betrachten. Aber Österreich gegenüber, das nur über ein „See“ von 30 000 Mann vertritt, kann sich Italien in alles erlauben.

Idee wie ein roter Faden sich durch den ganzen Bericht zieht, während die deutsche Auffassung in Bezug auf die Mittel zur Vermeidung der Sicherheit sich auf die Maßnahmen zur Kriegsberuhigung stützt. „An der Frage der Erhöhung der Sicherheit ist“ so führte Zimant aus, kein Land weder in Europa noch in der ganzen übrigen Welt stärker interessiert als Deutschland, das vollkommene abgerüstet hat, während seine Nachbarstaaten nicht abgerüstet sind. Dieser Umstand zwingt Deutschland, mit allen Kräften das Sicherheitsproblem zu studieren, da gerade für Deutschland die Sicherheit erhöht werden muß. Der Zimant betonte ferner die deutsche Auffassung, daß der Abschluß von regionalen Sicherheitsverträgen durchaus nicht das einzige Mittel zur Erhöhung der Sicherheit darstellt. Das Hauptziel des Völkerbundes müsse die Verhütung des Ausbruchs von Kriegen, nicht aber die Bekämpfung des Krieges durch Strafandrohung gegen Sicherheitsmaßnahmen sein. Überhaupt nur dann wirksam sein, wenn das wechselseitige Vertrauen unter den Völkern hergestellt ist. Wir glauben, daß Nationalpakte zwischen zwei oder mehreren Staaten nur dann eine Festigung des Friedens ermöglichen, wenn zuvor eingehende Verhandlungen zur vorherigen Klärung zwischen den betreffenden Staaten erfolgen, was das auch für die Locarnoverträge geschehen ist. Nicht der Abschluß von Verträgen einzelner Staaten untereinander, sondern nur die allgemeine Anerkennung des Prinzips von der Verhütung jedes Kriegsandrangs könne helfen.

Die ungarische Waffenfrage.

Der vom derzeitigen Präsidenten des Völkerbundes erhobene Protest gegen die Weisheit der Waffenexporte von Ungarn soll bei der Zusammenkunft der Völkerbundrat in Paris, wo die Verhandlungen über die Waffenfrage bis zur Märztagung des Völkerbundes auf die Uneinigkeit der Staatsmitglieder zurückgeführt. Mussolini habe offen erklärt, daß Italien gegen die Anwendung des Artikels 10 (Sicherheitsrat) sei, und auch Zimant an dem und Großbritannien hätten sich nicht angeschlossen. Ungarn wird bedrückt und unter diesen Umständen ein Verfahren angewendet werden wollen, das das Untersuchungsrecht des Völkerbundes hätte in Erscheinung treten lassen.

Anfreundlichkeiten an Deutschlands Adresse

Estlands Bündnis mit Polen.
 Estland feierte den Geburtstag seiner sechzigjährigen Unabhängigkeit. In einem Aufruf der Staatsversammlung an das Volk hieß es: „Das Selbstbestimmungsrecht Estlands assistiert mehr als die christlichen Revolutionäre noch die streitenden deutschen Militärführer. Die einen verbinden mit Gewalt alle unsere auf demokratischer Grundlage errichteten Selbstverwaltungs- und Regierungsbehörden, die anderen legen ihre streitenden Truppen in Benennung von unser Land und Blut zu unterwerfen. Die Deutschen setzen die deutsche Sprache überall an die erste Stelle und verlieren endlich nach eigener Wahl Landtage, welche um Angliederung Estlands an Deutschland bitten sollten. Wir erfüllen, was uns zuteil geworden wäre, wenn uns das Schicksal an das deutsche Reich verfallen hätte. Die unzulässige Einmischung der deutschen Regierung in die Diskussion und Befreiung uns von der erniedrigenden Ungerechtigkeit und dem das Nationalgefühl verletzenden Druck.“
 Der estländische Staatsrat, Toomisson, beehrte in einer Rede nicht nur Estland, sondern auch Polen als Verbündeten Estlands. Die Ausführungen des Staatsrateten finden große Beachtung. Zum erstenmal wurde ausgesprochen, daß Estland mit Polen verbündet ist. Der deutsche Gesandte in Neval war den Freundschaften ferngeblieben. Die deutsche Gesandtschaft steht in dem Regierungserlass eine offene Unfreundlichkeit gegen Deutschland. Man spricht von diplomatischen Schritten.

Deutsch-französisches Abkommen.
 Saarabkommen — Einfrage — Handelsvertrag.
 über das in diesen Tagen abgeschlossene Saarabkommen wird mitgeteilt. Das Abkommen kann nicht vor dem 1. Juli 1929 fertiggestellt werden. Von diesem Zeitpunkt an kann es mit dreimonatiger Dauer jeweils zum 30. Juni und 31. Dezember gekündigt werden. Eine Klausel sieht die Einräumung eines Teiles der gegenwärtigen Inanspruchnahme für den Fall der Kündigung der internationalen Handelsabkommen. Das Abkommen enthält vier Stellen deutscher Produkte, die in das Saargebiet eingeführt werden unter Bedingungen, die alle Garantien gegen den Wettbewerber dieser Produkte nach Frankreich geben. Ebenso sind vier Stellen für die Ausfuhr saarländischer Waren, Keramiken und Glaswaren aufgestellt worden, die diesen ihren normalen Absatzmarkt nach Deutschland hin behalten.
 Die Finanzkommission der französischen Kammer nahm den Gesetzentwurf über die Abänderung des Prozentigen Einfuhrabgabe auf die deutschen Waren an. Durch dieses Gesetz wird die französische Regierung ermächtigt, die durch Gesetz vom 21. April 1926 vorgesehene Erhebung von 26 % auf die deutsche Einfuhr aufzuheben, aber vorkommendenfalls auf dem Verordnungsweg wiederherzustellen. Es handelt sich dabei um die Zustimmung zu der am 2. Februar in Paris von den Vertretern



Mussolini.

Provinz Bozen“. Es wird gesagt, ob es nicht angebracht sei, in diesen Kundgebungen künftig eine unerträgliche Einmischung eines fremden Staates in die innere italienische Gesetzgebung zu verhindern. Mussolini wird bei dem bevorstehenden Parlamentssitzung in dieser Woche die Anfrage beantworten. Man darf also auf etwas gefaßt sein.

Eine Wiener Stimme.

Das Wiener Blatt „Neichspott“ schreibt u. a. zu der zu erwartenden römischen Debatte: „Wenn die italienischen Gesetze zu beschaffen wären, daß man mit ihrer Hilfe ein schuldloses Volk in der vom Abgeordneten Professor Wolf geschriebenen Weise völlig entziehen und entnationalisieren kann. — die Klagenrufe der Bevölkerung, die Hilfe rufe ihrer Brüder können sie nicht verbinden, solange nicht der letzte Rest von Freiheit aus Europa verschwinden ist. Auf keine andere Weise können die Appelle an das Weltgewissen zum Beruhigen gebracht werden als einzig und allein dadurch, daß die Südtiroler Ansprüche auf der Welt geklärt werden.“

Brand am Brenner.

In allen Städten und Dörfern Südtirols findet man in den Papierläden, Zeitungsabgaben und Kleinhandläden Anschlägen ausgelegt, auf denen zwei italienische Alpenjäger schwer bewaffnet die „Brennerwacht“ halten. Andere Karten variieren diese Darstellung, sprechen sogar die Hoffnung aus, daß eines Tages die italienische Flage nordwärts getragen wird über den Brenner hinaus. Streifenmäßen sehen längs der italienisch-österreichischen Grenze und bei Schiffsverbindungen kommt es nicht gerade selten vor, daß italienische Granaten auf österreichischem Gebiet platzen. Auf Beschwerden erfolgt —

über Verhütung.
 Genf.
 Die Sicherheitsbedenken von den Befürwortern der Vertreter Polens
 Simon
 daß die Sanktions-

